

WIRTSCHAFT

WELT AM SONNTAG | NR. 33 | 14. AUGUST 2016 | SEITE 33



„Jemand wie Willy Brandt war für meine Familie sehr wichtig“. Janis Varoufakis, hier in seinem Haus auf der griechischen Insel Ägina, hatte schon als kleiner Junge ein besonderes Verhältnis zur Bundesrepublik

VORKASSE

Frauen an die Macht



Gut Ding will Weile haben, heißt es. Das gilt für einen ordentlich gegangenen Kuchenteig, ein sauber gezapftes Pils und auch für einen Termin bei einem Berliner Bürgeramt. Und es gilt für die Frauenquote in Führungspositionen deutscher Firmen.

Die entwickelt sich aus Sicht vieler Frauen zu gemächlich. Wie eine neue Umfrage des Bundesverbands der Deutschen Industrie (BDI) und der Personalberatung Kienbaum ergab, liegt der Anteil der Frauen in den Vorständen der befragten 175 Firmen bei 7,7 Prozent. Das heißt: In einem Saal mit 1000 Top-Managern säßen 923 grau oder blau gekleidete mehr oder weniger ältere Herren – dazwischen kann man 77 Frauen suchen. Nur etwas besser sieht es auf der Führungsebene darunter aus. Dort liegt der Frauenanteil bei 14,3 Prozent.

Aber nun soll es weiter aufwärts gehen, und zwar schnell. Die Zielvorgaben nämlich sind ehrgeizig, zeigen die Umfrageergebnisse, die der Industrieverband und Kienbaum kommende Woche veröffentlichen wollen. So soll der Frauenanteil in Vorstandspositionen bis Ende Juni 2017 um 3,2 Prozentpunkte auf 10,9 Prozent steigen. In der ersten Führungsebene darunter soll er um 4,1 Prozentpunkte auf 18,4 Prozent klettern.

Langsam geht es ausgerechnet dort voran, wo der Gesetzgeber bereits eine 30-Prozent-Quote gesetzlich vorschreibt: bei den Aufsichtsräten. In den Kontrollgremien des Managements beträgt der Frauenanteil bei den befragten Firmen aktuell 23,0 Prozent. Bis Mitte kommenden Jahres ist nur eine Aufstockung um 0,6 Prozentpunkte geplant. Ginge es in diesem Tempo weiter, würde es bis 2028 dauern, ehe auch nur die 30-Prozent-Schwelle erreicht ist. JAN DAMS

„Merkel hat keinen PLAN“

Griechenlands Kurzzeit-Finanzminister Janis Varoufakis über verfehlte Flüchtlingspolitik, seine Gespräche mit Wolfgang Schäuble und eine Deutschlehrerin namens Fräulein Helga

Der Mann, der das Gesicht der griechischen Schuldenkrise war, serviert seinen Besuchern Pistazien aus dem eigenen Garten. Janis Varoufakis, Ex-Finanzminister Griechenlands und heute hauptberuflich als Kult-Ökonom und EU-Kritiker unterwegs, steht auf der Terrasse seines Ferienhauses, das auf einem Hügel der Insel Ägina liegt. Blick auf den hauseigenen Pool und die Ägäis. Etwa 50 Minuten sind es mit der Fähre zum Hafen Piräus in Athen. Es ist brüllend heiß. Varoufakis sagt, er komme oft hierher – neue Bücher, Reden schreiben. Für das Establishment der EU war der Ökonom, der plötzlich Politiker wurde, die größte vorstellbare Provokation. Als er im Juli 2015 zurücktrat, wurde das von Politikern und Medien mit Erleichterung kommentiert.

VON STEFAN AUST UND MARTIN SCHOLZ
AUS ÄGINA

WELT AM SONNTAG: Herr Varoufakis, es gibt keinen anderen europäischen Politiker, der in so kurzer Zeit so populär wurde wie Sie. In nur fünf Monaten als griechischer Finanzminister wurden Sie von den einen als politischer Rüpel, Macho und Hasardeur gescholten, von den anderen als Rock-Star der Ökonomie bejubelt. Was hat Sie da eigentlich geritten?

JANIS VAROUFAKIS: Glauben Sie mir, ich habe es nicht darauf angelegt. Im Grunde war es ganz simpel: Ich war nur deshalb gewählt worden, um „Nein“ zu sagen gegenüber einer Austeritäts-Politik der EU, die gesetzt war. Mir war natürlich klar, dass es deshalb ständig Zusammenstöße und Widersprüche geben würde – zwischen mir und der Troika, und mit Wolfgang ...

... Wolfgang Schäuble.

Ja. Und noch nie zuvor hatte es einen gewählten Finanzminister eines bankrotten Staates gegeben, der „Nein“ zu den Kreditgebern gesagt hätte. Aber wenn man bankrott ist, kann man die-

sem Zustand nicht dadurch entkommen, indem man alte Kredite durch neue Kredite zurückzahlt. Sie können in der Situation keinen Bankrott erklären.

Weil die Euro-Gruppe Angst hatte, auf diese Weise andere Krisenländer zu ermutigen, es ähnlich zu machen? Kein Land nimmt es als Anreiz, seinen Staatsbankrott zu erklären, nur weil es glaubt, sich auf diese Weise Erleichterung bei der Schuldentrückzahlung zu verschaffen. Wenn Sie zu dieser ohnehin schon aufgeladenen Situation noch all die trivialen Zusatzen meiner Person packen ...

Ihre inzwischen legendären Auftritte in EU-Sitzungen ohne Krawatte, das Hemd über der Hose, mal in Lederjacke – und schließlich: Ihr Abschied vom Amt auf dem Motorrad. Das hat Ihnen schon Spaß gemacht, oder?

Ach, mit solchen Äußerlichkeiten, wie Sie sie jetzt auflisten, wurde meine politische Arbeit trivialisiert. Ich meine: Wen interessiert es, was ich trage oder nicht? Egal, so was ist nun mal Teil der zeitgenössischen Medien-Kultur. Leider. Dabei ging es doch um ein schwerwiegendes, reales Problem. Wir waren ein bankrott Land, waren es schon seit vielen Jahren.

Das ist Griechenland noch immer, auch nach Ihrem Abgang. Griechenland ist heute mehr denn je bankrott.

Unter deutschen Politikern waren Sie die größte vorstellbare Reizfigur. In Ihrem neuen Buch „Das Euro-Paradox“ überraschen Sie mit der Enthül-

lung, schon immer eine besondere Verbindung zu Deutschland gehabt zu haben. Ihre Mutter hat Deutsch unterrichtet. Sind Sie tief in Ihrem Innern ein deutscher Grieche?

Tief in meinem Innern empfinde ich mich vor allem als Europäer. Und als Nahostler, denn mein Vater wuchs in Kairo auf, seine Mutter war Französin. Seine erste Sprache war Französisch. Er wuchs mit den Werken von Voltaire und Rousseau auf. Meine Mutter und ihr Bruder waren germanophil. Mein Onkel, dem ich sehr nahe stand, war viele Jahre der Chef der griechischen Dependence von Siemens. Er hat sich kulturell eher Deutschland als Griechenland zugehörig gefühlt. Und er hatte großen Einfluss auf mich. Meine Mutter begann Deutsch zu lernen, unterrichtete die Sprache später, sie liebte deutsche Literatur.

Sprechen Sie selbst Deutsch?

Nein. Dazu reicht es nicht, aber wenn ich das lese oder zuhöre, verstehe ich das meiste davon. Meine Mutter hat mich nicht selbst unterrichtet, aber sie sorgte dafür, dass ich eine Lehrerin hatte. Ich hatte zunächst Privatunterricht bei einem Fräulein Helga, das mich in Deutsch unterrichtete. Später dann Deutsch-Unterricht in der Schule. Ich wuchs mit Büchern von Goethe auf. Als Griechenland in den 60ern unter die Diktatur fiel, wurden mein Vater und mein Onkel inhaftiert. In meiner Fantasie war Deutschland so was wie ein guter Freund. Für meine Familie war Deutschland in dieser Zeit eine Quelle großer Unterstützung – das gilt besonders für meinen Onkel.

Inwiefern?

Die deutschen Siemens-Manager haben sein Leben gerettet, als er während der Diktatur inhaftiert war. Man hatte ihn mehrere Monate lang gefoltert. Ohne den Druck von Siemens aus Deutschland hätte man ihn nicht freigelassen, die Militärs hätten ihn exekutiert.

Während der Diktatur sind Sie im Sommer mit Ihrer Familie immer nach Süddeutschland in den Urlaub gefahren. War das für Sie eine Flucht? Für meinen Vater und meine Mutter war das so. Ich selbst hatte die Lage damals nicht so empfunden. Ich war etwa zehn Jahre alt. Für mich als Kind war die Diktatur damals ... aufregend.

Sie fanden die Diktatur aufregend?

Ja. Sie wissen doch, wie Jungs sind: Wenn ich Verwandte wie meinen Onkel im Gefängnis besuchte, war das irgendwie aufregend. Ich war von Stolz erfüllt, dass mein Onkel im Gefängnis saß. Denn ich wusste: Er war nicht festgenommen worden, weil er ein schlechter Mensch war oder etwas Schlechtes getan hatte. Mein Onkel war der Good Guy, die Bad Guys waren die Militärs in der Regierung. Wir fühlten, dass wir denen moralisch überlegen waren. Meine Verwandten gaben mir immer kleine Botschaften für meinen Onkel mit – und umgekehrt. Als Kind kam ich damit durch.

Sie waren so eine Art kleiner Spion.

Ja, und das war aufregend. Ich besitze immer noch ein Modell-Flugzeug, das mein Onkel für mich in der Haft aus Streichhölzern gebastelt und mir mitgegeben hatte. Er war ein Ingenieur, er

konnte wunderbare Modelle bauen. Darin versteckte er dann immer Botschaften – für seine Frau und Freunde. In den Jahren der Diktatur war für meine Familie jemand wie Willy Brandt sehr wichtig. Für uns hier in Griechenland ist er bis heute die Verkörperung eines Freundes und eines guten Menschen. Willy Brandt war für mich wie ein Familienmitglied. Das Gleiche galt für Bruno Kreisky und andere europäische Politiker, die sehr stark darauf hinwirkten, dass das diktatorische Griechenland vom Europarat ausgeschlossen wurde.

Brandts politischer Enkel, Gerhard Schröder, hat 1999 dafür gesorgt, dass Griechenland in die Euro-Zone kam – trotz Warnungen von Ökonomen. Würden Sie Schröder auch als Familienmitglied bezeichnen?

Zwischen Willy Brandt und Gerhard Schröder liegen Welten. Aber ich habe ihn nie dafür gescholten, dass Griechenland mit seinem Zuspruch in die Euro-Zone kam. Meine Kritik hat sich immer gegen die damaligen griechischen Eliten gerichtet, die so über-eifrig waren und unter allen Umständen den Euro wollten. Das war verkehrt, lächerlich und absurd. Damit fing die Krise im Grunde an, an deren vorläufigem Ende mein eigener Freund und Kamerad Alexis Tsipras im Juli 2015 auf gestrichelten Linien eine Vereinbarung für weitere Sparpläne unterschrieb, die falsch und absurd sind. Für die Deutschen wie die Griechen.

Sie meinen das dritte Hilfspaket für Griechenland. Die Sparvorgaben waren härter als alles, was im Referendum abgelehnt worden war – und sahen unter anderem eine Mehrwertsteuererhöhung und umfangreiche Privatisierungen vor. Sie hatten zuvor per Twitter Ihren Rücktritt erklärt. Ja. Ich hatte es in all den Gesprächen zuvor immer als unsinnig und absurd bezeichnet, in einem bankrotten Land die Mehrwertsteuer zu erhöhen.

Sind Sie noch ein Freund von Tsipras? Nein. Im Grunde waren wir nie Freunde. Eine Zeit lang dachte ich, wir wären dabei, Freunde zu werden. Um es deutlich zu sagen: Tsipras brach die Vereinbarung, die wir hatten.

Welche Vereinbarung?

Die Vereinbarung war: Wir sind gegen die Fortsetzung der Sparpläne gegen

FORTSETZUNG AUF SEITE 34